

Anzeigen

Kosten pro Zeile oder deren Raum auf der ersten Seite 15 Kop., nach dem Text 8 Kop.; monatliche und Jahresbelegnahmen nach Uebereinkunft.

Bei Aenderung der Adresse sind 21 Kop. in Postmarken und die alte Adresse einzusenden.

Deutsche Zeitung

Erscheint wöchentlich.

Bezugspreis

mit Zustellung: im Innern des Reichs 1 Mon. — R. 40 K., 3 Mon. 1 R. 40 K., 6 Mon. — 70 „ 1 R. 60 „ 12 Mon. — 1 R. 1 „ 120 „ 1 R. 2 „ 240 „ Für das Ausland kostet das Abonnement 10 Kop. pro Monat mehr.

Adresse der Redaktion: Саратовъ, въ редакцію газеты „Deutsche Zeitung“ Театр. площ. домъ Тилло.

Telephon № 77.

Sprechstunden des Redakteurs von 10—12 Uhr mittags (außer an Sonn- und Feiertagen).

An unsere Leser.

Mit dieser Nummer nehmen wir Abschied von unserm hochverehrten Leserkreise. Indem wir den hochgeschätzten Lesern unsern wärmsten Dank darbringen für die freundliche Aufnahme, die unser Blatt bei ihnen gefunden hat, machen wir hiermit bekannt, daß die „Sar. Deutsche Zeitung“ eingestellt wird bis auf bessere Tage.

Denjenigen Lesern die sich über den Grund des Eingehens der Zeitung interessieren, geben wir folgende Aufklärung. Die Herausgeber der „Sar. Deutschen Zeitung“, die Gesellschaft G. Chr. Schellhorn u. Ko., druckte die Zeitung in ihrer eigenen Typographie. Dabei verfolgte die Gesellschaft keine kommerziellen Zwecke. Sie wollte nämlich kein spezielles Geschäft daraus machen. Es war ihr bloß darum zu tun, dem bemerkbar gewordenen Verlangen der Bevölkerung, eine deutsche Zeitung zu haben, entgegenzukommen. Die Herausgeber hegten den Wunsch die Zeitung auch ferner erscheinen zu lassen und zwar nicht bloß einmal, sondern zweimal wöchentlich; aber leider ist es unter den jetzigen Umständen unmöglich. Nach Auflösung der Reichsduma wird auf die Tagespresse von seiten der Regierung ein besonderer Druck ausgeübt. Es wurde verordnet, für gewisse Vergehen in der Presse nicht bloß die Zeitung einzustellen, sondern auch die Typographie, in der sie gedruckt wird, zu schließen. Sollte etwas Ähnliches der „Sar. Deutschen Zeitung“ widerfahren, so wären dadurch die Herausgeber ruiniert. Die Schwierigkeit der Lage wird noch dadurch gesteigert, daß man eigentlich gar nicht weiß, was verboten und was erlaubt ist. Das Urteil über das Erlaubte und Unerlaubte ist dem persönlichen Ermessen der Gouverneure anheimgestellt, und diese Herren lassen sich

oft von üblen Launen leiten. Um nicht von den excellenten Launen der Herren Gouverneure abhängig zu sein, haben die Herausgeber beschlossen, die Zeitung nur bis zum Ende der Abonnementszeit, so gut es möglich war, fortzuführen, um ihren Verpflichtungen dem Leserkreise gegenüber nachzukommen, und sie dann einzustellen bis auf bessere künftige Tage.

Innere Chronik.

Durch einen Allerhöchsten Ukas an den Regierenden Senat vom 19. September werden alle für den Ackerbau tauglichen Rabinetsländer des Altaigebietes dem allgemeinen Landfonds zur Verleihung landarmer Bauern zur Verfügung gestellt.

Der Ministerrat hat die Minister und Chefs der Hauptverwaltungen angewiesen, die Aufmerksamkeit der Beamten darauf zu lenken, daß deren Zugehörigkeit zu politischen Verbänden und Parteien als Entlassungsgrund aufzufassen sei.

P. A. Stolypin über die Lage. Der Petersburger Korrespondent des „Newyork Herald“ ist am 14. September vom Ministerpräsidenten P. A. Stolypin empfangen worden, der sich, wie die „Vish. Wob.“ mitteilen, in folgender Weise ausgesprochen hat: „Durch das Vertrauen des Kaisers gesichert, bin ich fest entschlossen, liberale Formen zu unternehmen und das Land dem Manifest des 17. Oktober sowie den wiederholten Hinweisen Seiner Majestät gemäß zu reformieren. Doch muß die Regierung vor allem ihre Autorität festigen, ihre eigene Existenz verteidigen und die Herstellung der Ordnung sichern. — Ich hege den lebhaften Wunsch, daß die Mehrheit der Reichsduma aus wahren Patrioten bestehe, die aufrichtig gewillt sind, zum Wohle des Volkes zu arbeiten, nicht aber aus solchen Personen, die ausschließlich bemüht sind, die Gewalt an sich zu reißen. Um dieses Ziel zu erreichen, wollen wir den Wählern unerfüllbare Versprechungen und mißachten die vitalen Interessen Rußlands. Diejenigen, die den Wähleraufbruch unterzeichnet haben, der das Volk zu Aufruhr auffordert, können nicht wiedergewählt werden, wenn sie

unter gerichtlicher Anklage stehen. Wenn die Partei der Volksfreiheit diesen revolutionären Aufruhr billigt, so kann sie nicht auf eine Anerkennung als gesetzliche Partei rechnen.“

Die Übersiedlungsbewegung im Jahre 1906 hat sich für die Zeit vom 1. Januar bis 14. September in folgenden Ziffern geäußert: Nach Sibirien gegangen sind: 96.561 Übersiedler beiderlei Geschlechts und 44.641 Rundschafter, aus Sibirien zurückgekehrt 6267 Übersiedler und 13.444 Rundschafter. Zieht man zum Vergleich die selbe Periode des Jahres 1903 heran (die Jahre 1904—1905 bilden des japanischen Krieges wegen eine Ausnahme), so ergibt sich, daß die Übersiedlung im Jahre 1906 1,2 mal die des Jahres 1903 übertroffen hat, die Rückbewegung aber 1,7 mal geringer gewesen ist als im Jahre 1903. — Was die Rundschafter betrifft, so ergibt sich, daß die Zahl derer, die kein Land im Asiatischen Rußland erhalten haben, größer war als im Jahre 1903, was dadurch erklärt werden kann, daß die meisten Übersiedler aus den südlichen und zentralen Gouvernements übersiedeln und ihre Rundschafter wahlweise in bezug auf Land. Die überwiegende Zahl der Übersiedler aus den südlichen und Steppengouvernements des Europäischen Rußland richtet ihre Nachfrage nach Land von Steppengebieten. Zudem sind gerade in diesen Gebieten in den letzten Jahren verhältnismäßig wenig Ländereien verfügbar geworden, und der Vorrat ist erschöpft. Die noch übriggebliebenen erfordern aber Bewässerung und vorzügliche agronomische Unternehmung. Infolgedessen ist die Verfügung getroffen, keine Rundschafterpässe mehr für das Turgai-Gebiet, für Akrinsk und Semipalatinsk zu verabfolgen. Deswegen hat sich die Zahl der Rundschafter in jenen Gebieten vergrößert: 2/3 von ihnen sind im Asiatischen Rußland geblieben, offenbar in der Hoffnung, auf eigene Hand sich dort Land zu suchen. Die Geschichte der Übersiedlungsbewegung ist übrigens, daß viele Übersiedler, hauptsächlich aus der Zahl der sogenannten „Eigennütigen“ in den Steppengebieten Gelegenheit finden, Land bei den reichen Kirgisen zu pachten. — Als bemerkenswerte Erscheinung der Übersiedlungsbewegung des laufenden Jahres ist zu vermerken, daß sie am Ende des Sommers sich nicht wie in den Vorjahren verringert, sondern sich fast auf demselben Höhepunkt gehalten hat wie zu Beginn des Som-

mers. — Auf Grund des Dargelegten kann man zu folgenden Ergebnissen über die Übersiedlungsbewegung des laufenden Jahres gelangen: 1) Die Bewegung der Übersiedler und der Rundschafter in diesem Jahre gehört zu den bedeutendsten der letzten Jahre, kommt der Bewegung des Jahres 1899 und 1900 gleich und übersteigt die Bewegung in den Jahren 1901, 1902 und 1903; 2) die Rückbewegung der Übersiedler und Rundschafter des laufenden Jahres war dagegen sehr schwach, besonders die Rückbewegung der Rundschafter, von denen 2/3 im Asiatischen Rußland geblieben sind, während im Jahre 1903 2/3 zurückkehrten; 3) nach den einzelnen Monaten zu urteilen, war keine Abnahme der Bewegung der Übersiedler und Rundschafter am Schluss des Sommers zu vermerken, sondern eine Zunahme bis zum gleichen Umfang wie zu Beginn des Sommers und Frühjahr.

Zur Lage der Übersiedler im Turkestan. Die ein Telegramm des „Herald“ bezeugt, soll die Lage der Übersiedler nach Tashkent verzweifelt sein. Sie seien für ihre eigenen Mittel aus dem Reichsinnern dorthin gekommen, um Land zu erhalten. Man stelle sich heraus, daß solches im Turkestan gar nicht zur Übergabe an sie ausgesucht worden sei. Die Anstellung in der Kirgisensteppe sei überaus kostspielig.

Die „Beruhigung“ Rußlands. Der „Newyork Herald“ hat auf Grund von Zeitungsberichten folgende Statistik ausgestellt, die vom 29. August bis zum 14. September 1906 reist und die einen guten Einblick in die Zustände Rußlands gewährt:

Agrarunruhen: Geplünderte und angezündete Güter 95. In Feuer aufgegangene Ernten 12. Abgebrannt: Weierereien 540. Erschlagene Großgrundbesitzer 4. Getötete Bauern 15. Verwundete Bauern 159. — Diese Nachrichten führen, wie erwähnt, ausschließlich auf Zeitungsmittelungen, es können also auch mehr derartige Fälle vorgekommen sein. Außerdem ist oft zu lesen, daß während der „Beruhigungen“ viele Gefangenengenommen und verhaftet wurden. Verhaftungen vorgenommen sind, ohne ziffermäßige Bestimmungen der Zahl dieser „Zufälle“.

Revolutionäre Unruhen. Landwächter 8 getötet, 6 verwundet, Polizeileute 10 bez. 12, Polizeioffiziere 3 bezw. 4, Gendarmen 2 bezw. 3, ländliche Polizeileute 2 bezw. 2, Polizeikommissare 2 bezw. 2, Gendarmenoffiziere 2, Soldaten 6 bezw. 12, Offiziere 2 bezw. 3, Un-

Literatur und Unterhaltung.

Das Unglück in Nieselwang.

Von Peter Rosegger.

Meine Familie — so erzählt Freund Hons — pflegt die Sommerfrische in Nieselwang zuzubringen. Nieselwang ist ein kleiner Ort im Gebirge. Ich bin an mein Amt in der Stadt gefesselt und kann die Meinigen — die Frau, die drei Kinder, die Großmama — im Laufe des Sommers nur zwei- oder dreimal besuchen. Manchmal empfindet man's recht angenehm, ganz sein eigener Herr und sein eigener Knecht zu sein, daß man sich Gesellschaft, Tisch und Unterhaltung auswählen kann in der großen Stadt, hübsch nach Belieben. Ein andermal erwacht der Familiensinn, und es verlangt mich, die Meinen zu sehen, sei es auch nur auf Augenblicke, um mich persönlich zu überzeugen, daß allen wohl ist. Denn die Briefe sind nicht immer verlässlich. Einmal haben sie dort den Typhus durchgelitten, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte; meine Frau schrieb nur von einem Magenkatarrh, der wohl durch das zwar gute, aber ungewohnte Trinkwasser entstanden sei und ganz vorübergehender Natur wäre. Ein anderes Mal fiel der Junge vom Kirschbaum und brach sich den Arm; ich erfuhr erst davon, als er wieder geheilt war. Das ist ein unbefriedigendes Gefühl, und man kommt auch dann nicht von banger Sorgen los, wenn die Briefe noch so beruhigend lauten. Sie verschweigen mir's, und sie verschweigen mir's! Solche Qualen als Folgen zu großer Rücksicht.

Nun waren eines Tages Depeschen eingelaufen von einem schweren Ungewitter, das in den Alpen niedergegangen sei und gerade in der Gegend von Nieselwang furchtbar gewirksam gewesen sollte. Man sprach von einer großen Überschwemmung, doch stand mein Sommerhaus auf einer Anhöhe. Man rebete von Lawinen; mein Haus war geschützt durch eine Felswand. Es verlautete von einem Bergsturz, von „Blitzfeuern“. Von den Meinen vermisse ich die Nachricht. Den ganzen Tag verließ ich meine

Wohnung nicht und wartete auf die Postkassette. Am besten wäre es gewesen, mich gleich am Vormittage auf die Eisenbahn zu setzen. Gegen Abend endlich die folgende Depesche: „Nieselwang. Kommt, wenn irgend möglich, heute nachts! Natalie.“

Also doch! Also doch ein Unglück. Wenn die einmal so telegraphieren! Es mußte wohl groß genug sein bei der dringenden Form der Depesche. Natalie wußte gut genug, was das hieß, in der Nacht nach Nieselwang zu fahren. Es ging in der Nacht gar kein Zug. Der Abendzug geht nur bis Kalten. Den benützte ich; kaum war er vom Bahnhof abgerollt, fiel es mir ein, ich hätte Rettungsmannschaft mitnehmen sollen oder wenigstens einen Arzt. Der Einfall war zu spät gekommen. In Kalten, wo ich abends neun Uhr ankam, wollte ich einen Extrazug nehmen, der bequem am Witternacht in Nieselwang sein konnte. Und nun sagte mir der Stationsbeamte, ob ich denn nicht den Samstagvergnügungszug aus der Stadt benützen wolle, der um neun Uhr achtzehn Minuten in Kalten ankomme und um halb zwölf Uhr in Nieselwang halte. Der Samstagvergnügungszug, an den hatte ich gar nicht gedacht. Meine Freude war groß, und so sollte ich denn mit dem Vergnügungszuge nach dem Orte des Unheils fahren. In Kalten konnte ich nichts erfahren, als daß in der vorhergehenden Nacht ein starkes Hagelwetter niedergegangen war drinnen im Gebirge. Ich fühlte mich wesentlich getrübt, ging in die Restauration und ließ mir eine flache Bordeaux geben. Das soll jeder tun, der Kummer hat und auf einen Eisenbahnzug warten muß.

Nein, nein, das soll keiner tun, der in Kummer ist und auf einen Eisenbahnzug warten muß. Während ich meine Zechen bezahlte, piff draußen die Maschine, ich fragte, ob der Vergnügungszug schon einfahre. „Der fährt eben ab!“ rief der Kellner. Ich habe gemeint, vor Wut in den Boden ein Loch treten zu müssen. „Halten lassen! Halten lassen!“ laut rief ich es am Perron. Es half nichts. Die roten Laternen waren noch zu sehen draußen auf der Straße, und bald auch diese nicht mehr. Ich war auf dem Bahnhof in Kalten, und jetzt sollte doch noch der Extrazug dran.

Und nun ward mir mitgeteilt, daß ein Extra-

zug ohne Bewilligung der Direktion und des hohen Verkehrsministeriums nicht beigelegt werden dürfe. — So. In zwei bis drei Tagen konnte die Bewilligung wohl herabkommen vom Reichs-Bureaukratien.

Mein grenzenloser Ärger — nicht über mich Leichtsinningen natürlich, sondern über den versäumten Zug, der nun glatt und sicher gegen die armen Verlassenen Meinigen dahinrollte, dieser Ärger kannte keine Grenzen. Doch hatte er das Gute, daß er die Angst zurückdrängte. Mir wäre aber die weße Angst lieber gewesen als dieser gallbittere Ärger, der mich zu Asche verzehrt hätte in jener Nacht, wenn ich dem Mißgeschick nicht noch zu parieren versucht hätte. Ich nahm in Kalten ein Fuhrwerk, dreifach mußte es bezahlt werden, um überhaupt eines zu bekommen, und außerdem sollte ich noch gutsehen für Pferde und Wagen. Dafür verpflichtete sich der Kutscher, mich noch vor Sonnenaufgang in Nieselwang abzuladen.

Und so ging's mit zwei Rappen und einem leichten Gebirgswagen in die Nacht hinein. Im oberen Tal der Kalten hatte sich Nebeldunst gebildet, hinter welchem die Berge im blaffen Lichte des aufgehenden Mondes wie matte Wolkenbänke zu sehen waren. Einen Eisenbahnzug, der vom Gebirge kommend nahe an der Landstraße heranrauschte, hätte ich mögen anhalten und die Insassen befragen nach Neuigkeiten in Nieselwang. Der Zug kamie vorbei, und ich kam mir vor wie ausgeschlossen von allen modernen Verkehrsmitteln, am Tage der Not.

Zurückgelohnt in den Wagen, bei der scharfen Kühle der Nacht wohl in den Mantel geschlagen, so blickte ich mit halbgeschlossenen Augen vor mich hin. Die Bäume, die Wegsäulen, einzelne Gebäude schwanken träge vorüber, und das Trabende der Pferde und das Knarren des Wagens waren immerfort und immerfort. Mein Zustand wurde traumhaft. — Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! Ob sie alle leben? Ob etliche nicht verschwemmt, oder verschüttet, oder verbrannt sind? Gottlob, wenn ich nur Ruinen fände, nicht Leichen. Das Schlimmste ist nicht, Natalie lebt. — Nachdem wir ein paar Stunden gefahren waren und die Straße den Berg hinanschlangelte, begegneten uns zwei Leute, die unter Rückförben leuchtend und mü-

selig herabkamen. Ich ließ anhalten und fragte sie: „In Nieselwang.“ sagte der eine mit besserer Stimme, „da schaut's schlecht aus. Alles erschlagen.“

Ob auch Menschen zu Grunde gegangen wären?

„Alles erschlagen.“ wiederholte er.

„Vom Blitz? Vom Bergsturz?“

„Alles erschlagen in den Erdboden hinein.“ Und davon war er. Ich ließ ansetzen. Was doch das ein trübes Ding ist, ein Pferdewagen! Ich hatte mich über die Poesielosigkeit der Eisenbahn beklagt, nun schlug ich an meine sündige Brust. — Von einer Höhe aus sah man in die Niederungen, wo es dunkel war, wie auf dem Meere. Der Mond schien jetzt herab, und stellenweise blitzte ein Wasserstreifen, der durch die Waldung zog. Auf unserer weßen Straße lag mancher finstere Wipfelschatten, so scharf, daß ich mich wunderte, die Pferde darüber nicht stolpern zu sehen. Es war ja eigentlich eine wunderschöne Fahrt für eine andere Gelegenheit. Heute verzehrte mich die Ungeduld.

Plötzlich standen die Pferde still. Ein einschichtiges Haus stand da in der freien Gegend. Über die Straße war ein Schlagbaum niedergelassen. Der Kutscher rief den Mautner. Der kam nicht, und der Schlagbaum blieb über die Straße gespannt. Der Kutscher pochte und rüttelte am Tore des Mauthauses, es war verschlossen und es meldete sich drinnen niemand. Ich war aus dem Wagen gesprungen, wir suchten den Schlagbaum zu heben, der war mit einem Eisenstosse an den Pfahl gefesselt und wich nicht. Wir erbrachen das Tor des Hauses und drangen hinein, immer nach dem Mautner rufend, daß er uns passieren lasse. Mit einem Streichholz, das der Kutscher in der Hand hielt, durchschritten wir zwei Zimmer. In dem ersten lag ein schlummerndes Kind, das trotz unseres Lärmes nicht erwachte. Es war vielleicht ein halbes Jahr alt. Im zweiten Zimmer auf Strohschau lag die Mumie eines Menschen. Ein Greis, kahl und dürr, zitternd und blind. Er richtete sich halb auf und wies mit den Händen nach Kästen und Truhen hin. Auf unser Verlangen, die Mautschranke zu öffnen, hub er an zu wimmern, und mit einer bebenden Fingerringe bat er, doch nur alles fortzunehmen, was wir fänden, bloß das Leben möchten wir ihm lassen.

terfuchungsrichter verwundet 1, Gerichtsvorsitzen- der getötet 1. — Außerdem wurden während der „Verhörungen“ zirka 500 Personen getötet und verwundet.

Verhaftungen. Verhaftete Reichsduma- mitglieder 10. Agitatoren 315. Arbeiter 11. Mit Beschlag belegt: Revolutionäre Buchdruckerien und Laboratorien 6. Bomben 25. Flinten 25. Revolver 85. Patronen 4325.

Hinrichtungen. Revolutionäre 7. Zur Todesstrafe verurteilt 17.

Streiks. Einzelne Arbeitseinstellungen 16. Bewilligungen der Arbeiterforderungen 6. Arbeitsaufnahme unter den früheren Bedin- gungen 4.

Freihaftregelungen. Unterdrückte und für eine bestimmte Zeit eingestellte Zeitungen 18.

Plünderungen. Privatpersonen (Summe ungefähr 100,000 Rbl.) 70. Geschäftshandlun- gen und Kontors (Summe 375,000 Rbl.) 42. Kirchen (Summe ungefähr 80,000 Rbl.) 12. Klöster 2. Eisenbahnstationen 5. Bezirksämter 8. Staatliche Brantweinläden 36. Steuereinneh- mer (Summe ungefähr 400,000 Rbl.) 7. Eisen- bahnjäger 4. Postämter 16. Verhaftete Plün- derer 59. Getötete während der Plünderungen 35. Verwundete während der Plünderungen 22.

In einer Sitzung des Militär-Marinegerichts in Sewastopol gelangte dieser Tage ein Prozeß gegen 12 Matrosen zur Verhandlung, welche be- schuldigt sind, während der Sewastopoler Unruhen das Schießen auf die Batterien der Festung verweigert zu haben, indem sie riefen: „Genug des Blutes, schießen wir nicht und schicken wir unsere Deputierten!“ Das Gericht verurteilte zwei zu Zwangsarbeit auf 5 1/2 Jahre, vier in die Korrekptions-Arrestanstalten und fünf in die Disziplinärbataillone. Einer der Ange- klagten wurde freigesprochen.

Das Kriegsgericht in Odessa verurteilte den 19-jährigen Bernstein wegen Zugehörigkeit zu dem geheimen Verbands, welcher die Umstürzung der bestehenden Staatsordnung bezweckt, zur Zwangsansiedlung.

Das Urteil des Militär-Marinegerichts in Kronstadt in Bezug auf die Matrosen, welche zur Todesstrafe verurteilt wurden, ist in Sago- rodny bei der Batterie Lika am 2. September 6 Uhr morgens vollzogen worden. Die Voll- zieher des Urteils waren Matrosen.

Ermordung des Generals Kerkewitsch. Wie aus Aschabad, der Hauptstadt des Transkasp- Gebiets, vom 19. v. M. berichtet wird, wurde der Profurcor, General Kerkewitsch, in einer Sitzung des Militär-Bezirksgerichts durch einen Revolvererschuß ermordet. Der Mörder ist ein Techniker namens Morozow. Während des Kampfes bei seiner Verhaftung wurde er tödlich verwundet.

Mordanschlag auf den Gouverneur von Simbirsk. Am 21. September wurde der Gov- erner von Simbirsk in der Nähe des Gebäudes der Gouvernementsbehörde, wohin er sich zu einer Sitzung begab, durch eine auf ihn ge- schickende Bombe schwer verwundet. Die Ärzte, die sofort zur Hilfe herbeigeeilt waren, mußten ihm zwei Finger amputieren. Zu seiner Be- handlung wurde der Chirurg Professor Rajumowski aus Kasan beufen.

Am 23. um 9 Uhr morgens verendete der

Gouverneur infolge von Blutvergiftung, welche durch die Verletzungen mittelst der Bombe ein- getreten war, am Herzschlag.

Kombenattentat in Odisa. Während der Ein- zugs des Tifliser Regiments Innabse in einem Phacthon die Straße passierte, wurde von unbe- kannter Hand eine Bombe auf ihn geworfen. In demselben Moment ging der Adjutant der Kommandanturverwaltung Demnikow in der Nähe des Tators vorüber. Die Bombe explodierte mit furchtbarer Gewalt. Innabse wurde auf der Stelle getötet; Demnikow ist schwer verwundet, konnte sich aber selbst erheben und dem Fuhrmann den Befehl erteilen, ins Krankenhaus zu fahren. Die Explosion erfolgte im Zentrum der Stadt, als gerade wenig Publikum auf der Straße war. Woher die Bombe geworfen wurde, konnte nicht ermittelt werden.

Der Brand des russischen Theaters in Odessa. In der in Odessa erscheinenden Zeitung „Deutsches Leben“ lesen wir: In der Nacht vom 18. auf den 19. September gegen 3 Uhr entstand eine große Feuersbrunst. Es brannte das russische Theater, welches dem N. Surowski gehört. Un- geachtet der späten Nachtstunde drängte sich ein großer Volkshaufen zum Orte des Brandes. Das Feuer nahm seinen Anfang auf der Bühne. Von unbekannter Ursache begannen die Defora- tionen zu brennen, und da viel brennbares Ma- terial vorhanden war, nahm das Feuer in einem Augenblick große Dimensionen an. Durch die Gewalt der innern Flammen wurde die zur Bühne führende Tür auf der Seite des Kolo- dejan Pereslof aufgeprengt und durch Zutritt der freien Luft das Feuer stark vergrößert; in einem Nu stand das Innere des Gebäudes in Flammen. Um 3 1/2 Uhr stürzte die Decke des Zuschauerraums samt den Dachbalken ein. Alle Feuerwehrkommandos der Stadt waren tätig; am Orte des Brandes waren der Stadtpov. A. G. Gigorjew und der Dd. Polizeimeister von Hesperg anwesend. Die Einwohner des in demselben Hause befindlichen Gasthauses „Thea- tronaja“ mußten auf Anordnung des Polizei- meisters ihre Wohnsitze verlassen. Um 4 Uhr war das ganze Gebäude vom Feuer erfaßt, und da das Löschfen deselben vergeblich war, so waren die Anstrengungen der Feuerwehr auf Lokalisierung des Brandes und Schutz der be- nachbarten Häuser gerichtet, welche von Millionen von Funten überhäuftet wurden. Gegen 4 Uhr waren von dem Gebäude sowie von allem darin Befindlichen nichts als die nackten Wände übrig.

Das Gebäude sowie das darin befindliche Vermögen war verpfändet. Der Schaden ist sehr groß. Die Ursache des Brandes ist unauzgefklärt; durch ein brennend gebliebenes Licht, konnte derselbe nicht entstanden sein, da im Theater auch in den entferntesten Winkeln elektrische Be- leuchtung eingeführt worden ist. Mehr Wahr- scheinlichkeit hat das Gerücht, daß das Feuer durch eine unachtsam fortwirkende Kerze entstanden sein könnte, um so mehr, da erzählt wird, daß oft im Theatergebäude nach Schluß der Vorstellung verschiedene Ragabunden über- nachteten, auf welche die Theaterbedienung bis- weilen Nazwas anvieltte. Es ist leicht möglich, daß einer dieser Obdachlosen durch Unachtsamkeit der Urheber des Brandes gewesen ist, durch welchen viele Leute brotlos geworden sind.

Wenn das Feuer seinen Anfang nahm, läßt

sich ebenfalls nicht genau feststellen. Im Theatergebäude übernachteten nur 7 Personen. Von ihnen erwachte als erster der Wächter Kim, durch erstickenden Rauch erweckt. Nach einem vergeblichen Versuch, das Feuer durch eigene Kraft zu unterdrücken, telephonierte er der Zentralfeuerwehr. Die anderen im Theater be- findlichen Personen retteten sich nur mit Mühe; dem Garderobier Trischtschenko wurde nur das nackte Leben gerettet, seine Kleider nebst Paß verbrannten; die herbeigeführten Schauspieler und Musikanten rangen verzweifelt die Hände, da ihre Kostüme und Musikinstrumente ein Raub der Flammen geworden waren. Bei den Löschfen der Feuersbrunst ging es nicht ohne Opfer ab. Bei dem Einsturz eines Teiles des Daches wurden 6 Feuerwehrleute verwundet und 3 Mann der freiwilligen Feuerwehr kamen ums Leben. Es sind dies die Studenten der hiesigen Univer- sität Woronin, Rappoport und der Laborant Kaschtschewski. Schwer verwundet wurden der Feuerwehrmann des Chersonischen Reviers J. Okunewitsch, leichter S. Kornejew und Kuscherjuf.

Wie wir ferner dem „R. S.“ entnehmen, fielen während der Bestattung der Opfer des Brandes, als die nach mehreren Tausenden zählende Prozession sich der Bazarstraße näherte, drei Schüsse, wobei fünf Personen ums Leben kamen. „Es ist an der Zeit, den Pogrom zu beginnen!“ Es entstand eine unbefriedigliche Panik. Im Nu waren alle Handlungsläden geschlossen, die Menge ergriff die Flucht, und es fehlte nicht viel, so hätte sie dabei die Leichenwagen samt den Särgen umgerissen. An einer Stelle entspann sich eine Balgerei, welche Anlaß zu größeren Verfechtungen gab. Der Schießende, welcher den ganzen Wir- war herbeiführte, wurde von der Menge bis zur Besinnungslosigkeit verprügelt. Durch energische Maßregeln konnte die Ordnung jedoch bald wiederhergestellt werden.

Eine ehrenrichtliche Senatsentscheidung. Eine interessante Frage aus dem Bereich behandelt eine Senatsentscheidung, die schon veröffentlicht worden ist.

Es handelt sich um das Recht der Gattin von ihrem Gatten Lebensunterhalt zu fordern. Eine Fr. Sophie W., Gattin eines Obersten, hatte gerichtlich für ihren Unterhalt von ihrem Gatten 83 Rbl. monatlich verlangt, da ihr Gatte sie ohne genügende Existenzmittel gelassen hatte, obgleich sie mit ihm ein gemeinsames Heim teilte.

Der Gatte hatte seine Frau, wie es sich herausstellte, einer Reihe von Schikanen aus- gesetzt, um sie zu einer Scheidung zu zwingen. Er hatte ihr die Disposition im Hause und die Leitung der Wirtschaft vollkommen entzogen und die Aufsicht über die Wirtschaft einer Magd übergeben, welche die Schlüssel zu sämtlichen Gewächshäusern führte und ganz selbständig die Hauswirtschaft besorgte, ohne die Herrin in ge- ringeren zu beachten. Sämtliche Mahlzeiten erhielt die Ehefrau in Portionen zugemessen, ebenso Tee und Zucker, der ihr stückweise gereicht wurde. Auch noch eine Reihe anderer Schikanen hatte der Gatte ausgeübt: er hatte z. B. in dem Zimmer, das er seiner Frau angewiesen hatte, die Fenstervorhänge entfernt, so daß die Dame sich in größter Verlegenheit den Nachbarn gegenüber befand, wenn sie Toilette machte. Endlich wurde die Gattin der Schikanen über- drüssig und forderte gerichtlich eine den Ver-

hältnissen ihres Gatten angemessene Summe zu ihrem Lebensunterhalt.

Sie erhielt ihr Recht in allen Instanzen, es wurden ihr 83 Rbl. monatlich zugesprochen, welche ihr Gatte ihr anzuzahlen hat, ob- gleich sie mit ihm eine gemeinsame Wohnung innehatte.

Gegen diese Entscheidung klagte der Anwalt des Gatten im Senat, indem er von dem Grundsatz ausging, daß die Gattin, die mit ihrem Ehe- mann ein gemeinsames Heim teilt, nur dann eine Geldsumme zu ihrem Unterhalt verlangen dürfe, wenn sie dieses Heim ohne ihre Schuld verlassen muß. Der Senat wies jedoch diese Anklage zurück, indem er auf Grund des § 106 der Zivilgesetze feststellte, daß der Gatte die Pflicht hat, seiner Ehefrau einen seinen Verhältnissen angemessenen Lebensunterhalt zu gewähren. Diese Pflicht besteht bedingungslos, solange die Ehegatten ein gemeinsames Heim innehaben, und sie besteht für den Gatten auch dann noch fort, wenn die Ehegatten nicht mehr zusammenwohnen, wenn die Ehefrau ohne ihre Schuld von ihrem Gatten getrennt lebt. Verweigert also, wie in dem angeführten Fall, der Gatte seiner Ehefrau den Lebensunterhalt, oder benützt er ihn nicht, seinen Verhältnissen ent- sprechend, so kann die Gattin als Ersatz des zu gewährenden Lebensunterhalts auch eine gewisse Geldsumme von ihrem Gatten beanspruchen, ob- gleich sie mit ihm ein gemeinsames Heim teilt.

Ferner kann die Gattin auch in den Fällen, wo ihr der nötige Lebensunterhalt nicht gewährt wird, gerichtlich feststellen lassen, daß ihr ein Zusammenleben mit ihrem Gatten unmöglich sei, und gleichzeitig die Forderung an ihren Gatten stellen, ihr den vorerhaltenen Lebensunterhalt zu gewähren.

Man sieht also, daß das Gesetz und seine Auslegung durch den Senat sehr bestimmt das Prinzip betont, daß der Gatte die Pflicht habe, seiner Gattin angemessenen Lebensunterhalt zu gewähren, und daß die Gattin in Fällen, wo ihr der Lebensunterhalt nicht gewährt oder notorisch verfürzt wird, stets das Recht bean- spruchen kann, als Entschädigung, eine Geldsum- me von ihrem Gatten zu fordern.

Gerichtshronik.

Bewaffneter Aufruf in der Kolonie Leicht- ling im Bezirk Kamyschin. Auf den 22. Sep- tember war in einer besonderen Sitzung des Saratower Gerichtshofes mit Beteiligung von Vertretern der Stände ein Prozeß gegen 8 Kolonisten aus der Kolonie Leichtling im Bezirk Kamyschin, die des bewaffneten Aufrufes be- schuldigt sind, zur Verhandlung bestimmt. Die Verteidigung haben die Herren Tschumajewski und Goldstein übernommen.

Nach der Anklage verhalten sich die Einzel- heiten des Tatbestandes folgendermaßen:

Seit Ende des vorigen Jahres äußerten die Kolonisten von Leichtling ihre Unzufriedenheit gegen den Obervorsteher und Kreisrichter und beschuldigten sie der eigenmächtigen Verringerung der Pflanzstationen. Wiederholt erschienen die Kolonisten vor dem Gebäude der Kreisbehörde,

„Wozu ein solches Gerüppe noch das Leben braucht!“ rief der Kutcher ängstlich aus, ich langte nach einer Axt, die an der Wand hing, der Kutcher suchte und fand eine zweite, wir gingen und hieben den Schlagbaum entzwei.

Endlich ging's wieder dahin auf einer Hoch- ebene in der klaren Mondnacht. Auf den Matten standen die Heubüffel, dort und da lag ein weißer Felsblock, dann wieder lagte ein schlanker Fichtenzweig, und diese Gestalten schoben sich faste durcheinander, daß es geipensthaft spielte.

Etwas eine halbe Stunde hinter dem Maut- hause begegnete uns ein angeheiteter Mann. Der fiel den Pferden in die Fügel und rief uns lallend zu, wie wir durch den Schlagbaum ge- kommen wären? Ob wir die Mautgebühr bezahlt hätten?

„Wenn Sie der Mautner sind, da rate ich Ihnen, sich eilig davonzutollen, sonst könnte Ihnen etwas Unangenehmes begegnen.“ Auf diese meine Antwort hat er sich weiter geschoben. Bald hinter ihm kam ein leises Weibsbild gegangen. Wir mutmaßten, daß es seine Ehegattin war, welche ihn vom Wirtshaus heimtrieb.

Wir kamen zu einer Art von Holzhütte, wo, wie der Kutcher erzählte, Brantwein ge- schenkt wurde, und wo vor Zeiten Leute ermordet worden waren. „Der Wirt ist gehenkt worden, aber sein Sohn führt das Geschäft fort.“ schloß der Kutcher seine unheimliche Mitteilung.

Wir hielten da nicht an, aber später bei einem Brantweintrage fanden die Pferde still und tranken.

Nun horchte ich hinaus in die stille Nacht. Im kurzen nassen Graze sangen die Grillen. Aus fernem Tiefen heraus dröhnte ein Murren und Rollen. — Der Kutcher sagte, das wären die Altbacher Wasserfälle. Eine Viertelstunde später sahen wir sie auch. Drei silberne Nieselketten gingen an den gegnerstehenden Bergwänden nieder. Stellenweise waren sie in den Felsack gebogen und unterbrochen, stellenweise zuckten und sprühten sie Funken, und stellenweise wieder war es, als stiegen zarte Nebel auf, in welchen der Mond seine Augenbogenfarben spielte. Das war so schön, daß ich ein wenig halten ließ, um hinzusehen zu können. Aber durch das dumpfe Tosen der Wasser hörte ich leise wimmern: Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! — Die Straße war arg verwachsen und ging nun in vielen Windungen talwärts, der einge-

schiffene Radschub quistschte, der Kutcher hielt mit aller Vorsicht die Riemen. Zur Rechten baute sich ein schroffes Gewände auf, zur Linken war ein finsterner Abgrund. Da hinab in diese schwarzen Tiefen konnte das Mondlicht nicht dringen, hingegen beleuchtete es die gegenüber- stehenden Felsmassen so klar, daß jede Tafel, jede Kante deutlich zu sehen war. Im blaffen Sternenhimmel gab es Unruhe, die Sternschnuppen fuhren nach allen Richtungen hinaus und hinab.

Plötzlich rief der Kutcher die Pferde zurück, daß sie standen, sonst wären sie wohl bald in der Tiefe abgefallen. Die salbe Straße war zu Ende, abgebrochen, ein Wildwasser, das vom Rare niedergefahren, hatte die Brücke weggerissen. Es ging nicht weiter. Ein ungeheurer Schutz- strom durchquerte unsern Weg, und zwischen dem Getriebe rieselten die Wässer.

Jetzt hatte ich keinen Hornruf mehr, ich sah, daß alles vergebens ist, wenn die Götter nicht wollen. Ganz stumm war ich, und auch der Kutcher sagte sonst nichts, als leise: „Wenn man nur umkehren könnte!“

Er spannte die Pferde aus und führte sie mit menschlicher Mühe und Gefahr zwischen Wagen und Berghang nach rückwärts. Der Wagen selber konnte auf dem hier so schmalen Wege von uns nicht gemendet werden, der mußte stehen bleiben, der Kutcher mit den Pferden sollte nach Hause!

Und ich? Man konnte es zur Not versuchen, über den Schutzstrom zu klettern. Aber wenn die Götter nicht wollen, so schwimmen dich die Wasser in den Abgrund, oder es gibt weiterhin noch andere Fährlichkeiten, zwischen denen du eingeschlossen bist, ohne vorwärts oder rückwärts zu können.

Wie weit es denn noch sein könne bis Nieselwang?

„Es kann nicht mehr so weit sein.“ antwortete der Kutcher, „zu Fuß in längstens zwei Stunden müßte man, denke ich, das Dorf erreichen. Wenn's der Herr wagen will, über diesen Graben helte ich hinüber. Dann geht die Straße wieder glatt fort, immer niedwärts. Und wenn wieder ein Wasserbruch kommen sollte, man weiß es ja nicht, das Gewitter muß wohl gewirtschaftet haben, so ja nicht probieren, hinüberzujagen, en-

lieber warten, bis es Tag wird. Wären die Pferde nicht, ich ginge mit.“

„Nehmen Sie nur um, Kutcher, es wird gehen, wie es gehen mag, mir ist jetzt schon alles eins. Da, nehmen Sie für die verlorene Nacht. Und wenn ich nicht mehr gesehen werde, so wissen Sie's und sagen Sie's meiner Familie, wenn sie lebt, wie ich zu ihr habe gewollt.“

„Nein,“ sagte der gute Mensch, „da lasse ich doch lieber die Köpfer im Stich als den Herrn.“

Ich habe aber keinen Beistand zurückgewiesen und bin meines Weges gegangen, geklettert — hier auf pflasterglatter Straße, hier über Geshütte und Gestein, hier über Wildwässer, über welche der Sturm Baumstämme umgeworfen hatte, die manchmal als Stieg benützt werden konnten. Meine Kleider waren feucht vor Tau, mein Haar vor Schweiß.

Endlich haben die höchsten Spitzen der Berge an, rötlich zu glühen, ein milchiges Licht ging niederwärts von Wand zu Wand. In den Büschen haben die Vögel an zu zwitschern. Ich war durch Waldbestände hinabgekommen ins grüne Tal. An dem Bergfodell standen mehrere Hütten zerstreut; jenseits des Flusses, wo am Hange die Eisenbahn mit den Telegraphenstangen hingog, auf der vorspringenden Böschung stand ein Kirch- lein mit spitzem Turme, von welchem jetzt die Morgenrolle lautete. — Das war ja Nieselwang! Wahrhaftig, das war schon Nieselwang! — Ich erschrak fast, als ich der Ort mir zeigte. Ich suchte unser Landhaus, das dort auf dem Hügel gestanden war, unter der Felswand. Die Fels- wand stand noch da, der Hügel stand noch da, das Landhaus stand auch noch da, und in seinen Fenstern leuchteten die Brände der auf- gehenden Sonne. Wenn der Bau noch steht, umso schlimmer, dann fehlt an den Einwohnern etwas! Weiß Gott der Herr, was geschehen ist!

Über ein ruhiges Schuttfeld kletterte ich mühsam hin bis zur Brücke. Und als ich über dem Schuttfeld war, rann vor mir der breite, trübe, rasch hinwogende Fluß, wie er seit Erschaffung der Welt geronnen war in allen Wettern. Und die Brücke war nicht da. Am Ufer ein geknickter Pfahl, sonst keine Spur von der vierjochigen Holzbrücke, die beide Gelände des Apentales miteinander verbunden hatte.

Nun stand ich noch einmal und das letzte

Mal da. Dort war das Dorf, der Bahnhof, mein Haus mit dem mir noch verborgenen Unglück, und ich konnte nicht hinüber. — Darf ein guter Schwimmer es mit dem reichenden Wasser auf- nehmen? Ich fragte nicht erst. Neuerdings zornig auf die dumme Reichtborei der Götter und entschlossen, meine letzte Nacht gegen sie auszuspielen, stürzte ich mich in den Fluß. Das eisalte Bad raubte mir im ersten Augenblicke fast die Besinnung, als ich sie wiederand, trug es mich schon rasch dahin, ohne daß ich imstande war, mich zu halten. An Uferweiden wollte ich mich fangen, mehr weiß ich nicht.

Nach dem Wiedererwachen lag ich in einem Zim- mer meines Sommerhauses, von Leuten umgeben, die mit mir beschäftigt waren. Mir Feuerhaken hatten sie mich aus dem Wasser gezogen, und alle fragten nun: „Wie kam er denn her? Wie fiel er denn hinein?“ Die Kinder waren da, stichelten mich und sagten: „Papa, ist dir schon wohl?“

„Wo ist Mama?“ das war meine erste Frage.

Da antwortete die Erzieherin: „Die gnädige Frau ist gestern abends in die Stadt gefahren, weil eine Jugendfreundin von ihr dort durchreist. Sie hat dem gnädigen Herrn ja telegraphiert, daß sie mit dem Abendzuge hineinfährt.“

„Wie? Sie kam in die Stadt?“

Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! ... Das ganze Unglück, welches sich bei den Meinigen in Nieselwang zutragen hatte, bestand also darin, daß meine liebe Frau in ihrer Depesche das Wörtlein „Ich“ zu kostspielig fand. Um es zu ersparen, deshalb die Aufregung! — Geschehen war am Sommerhause ja nichts, als daß der Hagel ein paar Fenstercheiben einge- schlagen und der Sturm von der alten Linde einen Ast herabgerissen hatte. Nun war ich da und meine Frau in der Stadt. Meine nächste Depesche an sie lautete: „Nieselwang. Komm Du, wenn möglich, heute noch mit dem Eisenbahnzuge nach Nieselwang, wo Dich mit Sehnacht erwartet Dein

Dein Hans Wäcker.“

schalten den Obervorsteher und Kreisrichter und verlangten von ihnen die Herausgabe der vollständigen Verpflegungsrationen. Ende Januar scharten sich die Kolonisten endlich zu einem Haufen zusammen und befohlen dem Obervorsteher und Kreisrichter, in zehntägiger Frist ihre Ämter niederzulegen, widrigenfalls drohten sie dieselben mit Gewalt hierzu zu zwingen. Als Hauptführer zeichneten sich dabei 7 Personen aus, welche sich nun vor Gericht verantworten sollten. Auf Verfügung des Gouverneurs beauftragte der Kammschiner Isprawnik den Pristaw Tscharykow, die Aufständigen zu verhaften und ins Gefängnis nach Kamyschin zu liefern.

Als Tscharykow in Begleitung von niederen Polizeibeamten in Leischling die Verhaftung der Kolonisten anordnete, fügten sich vier von ihnen sofort, während der Einwohner Sänger sich der Verhaftung widersetzte. Vor seinem Hofe scharte sich ein Haufen Mitbewohner zusammen, welche der Polizei erklärten, daß sie ihn nicht verhaften ließen. Daher befohl der Pristaw, vorläufig die vier Arrestierten nach Kamyschin zu liefern. Der verammelte Volkshaufen mit dem Einwohner Mehler an der Spitze näherte sich jedoch dem Kreishause, und die Verhafteten befreiten sich aus den Händen der Polizei. Die Menge wuchs inzwischen immer mehr an und umzingelte das Kreishaus, wobei S. Holzmann den Urjadin Busch mit einem Prügel auf den Kopf schlug, worauf Busch nebst den Polizisten auf den Hof des Kreisamtes flüchteten und sich dort einschloffen. Alsdann fing die Menge, worunter viele mit Pistolen, Brecheisen, einer mit einem Beile, bewaffnet waren, unter großem Lärm und Drohungen an das Tor zu eröffnen und zu zertürmen und verlangte vom Pristaw Aufklärung über die Gründe der Verhaftung ihrer Mitbewohner. Hier schloß sich ihnen noch ein „Nadelsticker und Heizer“, namens S. Macht, an. Das Tor wurde eröffnet, das Volk drang in den Hof und verlangte vom Pristaw das Telegramm, laut welchem er die Verhaftungen vorgenommen. Der Pristaw überreichte das Telegramm des Isprawniks dem Kolonisten Macht, dieser aber erklärte seinen Mitbewohnern, das Telegramm sei „falsch“. Der Volkshaufen gebärdete sich immer drohender, entwaffnete die Polizisten, darunter auch den Urjadin und stieß sie zum Hof hinaus. Darauf drangen die Bauern in das Kreishaus, wo sich in einem Zimmer der Pristaw eingeschlossen hatte. Man zwang ihn, vor dem Volke zu erscheinen, überschüttete ihn mit Schimpfworten, M. Mehler aber stürzte sich auf ihn mit geballten Fäusten, wurde jedoch von den Polizisten zurückgehalten. Die Einwohner Macht und Sänger verlangten vom Pristaw eine Bestätigung, daß die von ihm verhafteten Personen sich nicht selbst befreiten, sondern daß die gesamte Gemeinde ihre Befreiung herbeiführte. Infolgedessen war der Pristaw gezwungen, ihnen eine Abschrift von dem Telegramm auszuhändigen, worin er dem Isprawnik die Mitteilung machte, daß die Gemeinde die von ihm bezeichneten Personen nicht verhaften ließ.

Unterdessen trafen die Einwohner des Nachbarkreises Köhler ein, welche vom Obervorsteher der Polizei zu Hilfe geschickt waren. Die Bewegung begann darauf nachzulassen, der Volkshaufen löste sich alsbald auf, und jeder ging seines Weges.

Bei der Voruntersuchung erkannten sich die Angeklagten für nicht schuldig; auf Grund der gezeichneten Umstände, unter welchen sich der vorliegende Fall abspielte, sind sie jedoch laut Art. 263 des Strafgesetzbuches dem Gerichte überwiesen. Nach diesem Artikel unterliegen die Schuldigen der Verurteilung zur Zwangsarbeit auf eine Zeit von 15 bis 20 Jahren.

Da einige Zeugen der Anklage vor Gericht nicht erschienen waren sowie einige neue von den Verteidigern vorgestellt wurden, welche bei der Voruntersuchung nicht ins Verhör genommen sind, wurde die Verhandlung des vorliegenden Falles vertagt.

Der Prozeß des Rates der Arbeiterdeputierten in Petersburg. Am 22. September wurde vor dem St. Petersburger Gerichtshof mit Zuziehung von Ständevertretern der bereits einmal aufgeschobene Prozeß in Angelegenheit des Rates der Arbeiterdeputierten verhandelt. Vorgesagter Rat war im Oktober des vorigen Jahres in Petersburg entstanden, war an die Spitze der revolutionären Bewegung getreten und bis zum Dezember tätig gewesen. Der Rat bestand aus mehreren Hunderten Petersburger Arbeitern und wurde von verschiedenen anderen Organisationen und Gruppen unterstützt. Er besaß eine ungeheure Machtgewalt und bestimmte über die Freiheitsbewegung nicht nur in Petersburg, sondern auch weit außerhalb der Grenzen der Hauptstadt. Auf seine Anordnung hin streikten oder arbeiteten die Eisenbahnen, Fabriken, Magazine, Pferdebahnen. Der Rat wurde auch von der Regierung als wichtiger Faktor anerkannt, und mehrmals trat sie sogar mit ihm in Unterhandlungen. Der Rat der Arbeiterdeputierten verfügte auch über nicht geringe materielle Mittel, welche Zehntausende betragen. Am 26. November wurde der Präsident des Rates, der Rechtsanwaltsgehilfe Chruschalew-Rossar und am 3. Dezember der gesamte Rat in seinem vollen Bestande, 257 Mann, bei einer Sitzung im Saale der Freien Oekonomischen Gesellschaft verhaftet. Sämtlichen Angeklagten wird zur Last gelegt, daß sie zu einem Verbands gehörten, welcher den Zweck verfolgte die Staatsordnung in Rußland gewaltam zu stützen und bereits an die Vorbereitungen zur bewaffneten Empörung gegangen ist. Vor dem Untersuchungsrichter verweigerte die Mehrzahl der Angeklagten jede Auskunft.

Eingesandt.

Geehrter Herr Redakteur!

Auf den Artikel in der Sar. Deutschen Zeitung No 32 „Gezetzliche Hinterlist“ habe ich, um der Wahrheit Zeugnis zu geben, folgendes zu erwidern.

Laut Testament meines Vaters, Georg Dulfon, ist sein ganzes Vermögen seinem Enkel, Johannes, vermacht, und nicht seiner Frau, Schwiegertochter und Kindern meines verstorbenen Bruders Johannes. Die Frau des Verstorbenen hat von dem Vermögen ihres Mannes nur 25 Rbl. als Erbe zu erhalten und seine drei Enkelkinder 150 Rbl., zu je 50 Rbl. Die Schwiegertochter ist laut Testament nicht Erbin, sondern Vollzieherin des Testaments. Das ganze Vermögen, das nach dem Tode meines Vaters zurückgeblieben, hat einen Wert von 15—20,000 Rbl., und dieses ganze Vermögen fällt erwähntem Enkel zu. Ich, ein Sohn des Georg Dulfon, habe ein Vermögen von 500—700 Rbl. und sollte meinen gebührenden Teil erhalten haben! Wer möchte das glauben? . . .

Der Schreiber des angeführten Artikels weiß, wie es mir scheint, von Wahrheit wenig zu sprechen: er verdreht nicht nur den Inhalt des Testaments meines Vaters, sondern auch noch anderes. So sagt er: „Da sie aber auf dem Bezirksgericht nichts ausrichteten“ u. s. w. Ist dem so? Nein, es ist nicht so, denn unsere Sache, die das Bezirksgericht zu verhandeln hat, ist an ihrem Ende noch nicht angelangt, folglich ist es verfrüht zu sagen: „Da sie nichts ausrichteten“. Die Gründe, welche, wie der Schreiber des erwähnten Artikels anführt, mich und meinen Bruder, Heinrich, angeblich bewogen, uns vom Volontiergericht als Erben betätigen zu lassen, sind nicht stichhaltig; wir ließen uns dabei von ganz anderen Gründen leiten, die nur uns bekannt sind und über welche wir niemand Rechenschaft schulden. Vormünder der Mündel Dulfon sind drei und nicht zwei, wie in erwähntem Artikel angegeben, und der dritte ist mit mir und meinem Bruder nicht verwandt. Warum, fragt es sich, führte man diesen nicht an? Er hat doch dieselbe Pflicht, wie auch die anderen zwei. Und weiß man auch, warum die Vormünder sich erwählter Sache nicht annahmen? Kennt der Schreiber des genannten Artikels die Ursache ihrer „Lässigkeit“? Ich weiß nicht, er kennt sie, will aber von Wahrheit und Gerechtigkeit nichts wissen, und er schweigt. . . . Und welche Schuld habe ich als Kolonienhändler, daß man mich zitiert? Habe ich als Schreiber in genannter Sache meine Pflicht getan oder nicht? Ich kann und muß sagen, daß ich gewissenhaft gehandelt habe. Das Vermögen meines Vaters ist am 4. März 1904 versteigert worden. Laut Gesetz sind zu diesem Vermögen Erben: die Söhne Peter und Heinrich, die Frau und Enkel; diese alle sind auch als solche in das Ausnahme- und Auktionsverzeichnis eingetragen. Vom Testament wußte man, es war aber noch nicht in Kraft getreten, konnte also in gegebenem Fall zur Zeit, als das Vermögen veräußert wurde, nicht in Betracht kommen. Das Testament wurde bestätigt am 22. Januar 1904 und ist demnach in Kraft getreten am 22. Juli desselben Jahres. Ich als Schreiber, hätte dennoch schreiben sollen: „Der Erbschaft von dem Vermögen der Waisen-Enkel des verstorbenen Georg Dulfon.“ Und das einzig und allein, weil es der Schreiber des Artikels „Gezetzliche Hinterlist“ und ohne Zweifel die Testamentsvollzieherin so gewünscht haben würden. Würde ich dann recht und nach dem Gesetz gehandelt haben?

Weiter schreibt man in angeführtem Artikel „der Energie und Umsicht“ hat man es zu verdanken, daß die Kasse noch im Besitze einiger tausend Rbl. ist, die ihr die Brüder Dulfon im Begriffe waren zu entnehmen.“ gut gesagt, aber nicht wahr. Umsicht und Energie kommen in dieser Sache nicht auf die Waagschale, sondern Heuchelei. Der Obervorsteher, als Mann der Energie und Umsicht, hätte uns kurzweg sagen sollen: „für jetzt gebe ich weder mein Ja noch Nein, ich will mir erst die Sache überlegen.“ Aber anstatt eine offene und gerade Sprache zu führen, gab er das Versprechen, den nächsten Tag, um 10 Uhr morgens, das Geld auszugeben. Und was hat er getan? Den nächsten Morgen betrat er uns auf den ersten Nachmittag 3 Uhr, ließ uns aber warten bis 8 Uhr abends, um welche Stunde wir seinen Willen erfahren konnten und auch erfahren haben. Wenn man also vom Obervorsteher etwas Nüchternes sagen kann, so ist es: „er spielte in unserer Sache die echte Rolle eines Heuchlers.“ Georg Dulfon gehörte nicht zu Hölzeln, sondern war Einwohner der Kolonie Preuß, was der Schreiber von genanntem Artikel absichtlich verdrehte, denn er weiß genau, zu welcher Kolonie Dulfon gehörte. Der Mensch, bei dem Herz und Mund nicht übereinstimmen, verdient ohne Zweifel den Namen „Heuchler“. Und das verdient der Schreiber vom Artikel „Gezetzliche Hinterlist“.

Krasnopolie, Achtungsvoll
19. September 1905. Peter Dulfon.

Anmerkung der Red. Zu dieser Erwiderung auf den Artikel „Gezetzliche Hinterlist“ in No 32 d. Ztg. müssen wir bemerken, daß die Verwechslung der Kolonien Preuß und Hölzel dem Autor jenes Artikels nicht als Schuld angerechnet werden kann. Der Text ergibt sich aus dem Umstande, daß uns nur die russische Benennung des in Betracht kommenden Dorfes Preuß — Krasnopolie — mitgeteilt wurde, die wir irrtümlicher Weise mit dem deutschen Ortsnamen Hölzel identisch hielten. In der folgenden Nummer veräumten wir denn auch

nicht, den unfreiwilligen Fehler zu berichtigen. Was die Handlungsweise des Herrn Obervorstehers anbelangt, so bestätigt die vorstehende Erwiderung aufs neue, daß er, indem er die betreffende, in der Kreisasse hinterlegte Summe den Herren Klägern nicht auszahlte, seiner Pflicht sich vollkommen bewußt war. In der Hauptsache werden die Darlegungen in dem Artikel „Gezetzliche Hinterlist“ durch die vorstehende Erwiderung nur bekräftigt.

Widerlegung. Die Mitteilung in No 32 d. Z. aus Warenburg, wonach die Herren Gebr. Epp in Keppental infolge der Mähernte den Maschinenbau eingestellt und ihre Arbeiter abgerechnet haben sollen, bestätigt sich nicht. Wie wir aus erster Quelle erfahren, arbeiten die Herren Gebr. Epp nach wie vor in gewohnter Weise weiter.

Ausland.

China. Wie es heißt, hat sich die von der chinesischen Regierung eingesetzte Kommission mit neun gegen eine Stimme zugunsten einer konstitutionellen Regierung Chinas nach japanischem Muster ausgesprochen. Diese Nachricht ist eigentlich wenig geeignet, eine richtige Vorstellung von dem zu geben, was tatsächlich geplant ist. Vor allem sollen die Reste der Feudalverfassung endgültig beseitigt werden. Schon neulich wurde den Vizefürsten die Leitung des Heereswesens in ihren Provinzen zugunsten der Zentralregierung entzogen; jetzt aber sollen nach den Vorschlägen der Kommission die Vizefürsten überhaupt abgeschafft und an ihre Stelle Beamte, ernannte Statthalter, treten. Die bisherige Regierung — Kaiser und der vom ihm ernannte Staatsrat — soll durch Aufnahme der Minister in den Staatsrat gestärkt und beweglicher gemacht werden; dieser Regierung aber ein Parlament an die Seite zu stellen, daran denkt die Kommission gar nicht. Wohl aber bejwörtet sie die Schaffung von Provinzial-Parlamenten, die die Beamten für die Provinz ernennen würden, während, wie bereits erwähnt, die Statthalter von Peking ernannt werden würden. Späterhin wäre vielleicht ein weiterer Schritt dahin möglich, daß die Provinzial-Parlamente Vertreter in den Staatsrat entsenden. Nicht zu vergessen ist, daß die Vorschläge der Kommission kein unteilbares Ganzes bilden, sondern ein Stück angenommen, das andere von der Regierung abgelehnt werden kann, z. B. könnte die Regierung sich mit der Abschaffung der Vizefürsten einverstanden erklären, nicht aber mit der Einsetzung der Provinzial-Parlamente.

Die „Köln. Volkszg.“ veröffentlicht folgenden Brief aus Süd-Schantung:

„Seit längerer Zeit schon kommen aus China allerbald beunruhigende Nachrichten. In diesem Jahre sind schon wieder mehrere Europäer, Missionäre und andere den Wutausbrüchen des Volkes zum Opfer gefallen, selbst in Schanghai mußten die Europäer sich rüsten und mit den unruhigen Volkshaufen förmlich kämpfen. Daß gerade diese Zeit genützt wird, um die europäischen Truppen in die Heimat zurückzuführen, versteht man deshalb hier nicht recht. Es mögen ja politische Gründe vorliegen, die die Öffentlichkeit nicht kennt, aber bedenklich scheint der Schritt doch zu sein. Ohne Propheet zu sein, glaube ich doch wohl sagen zu dürfen, daß wir in China in nicht ferner Zeit vor schweren Katastrophen stehen. Alle Anzeichen dafür sind da. Wahrscheinlich werden sogar die Wirren von 1900 gegen die bevorstehenden Unruhen noch Kinderpiel sein. Eine ganz eigenartige Unruhe herrscht im Volke. Sie ist zum Teil hervorgerufen durch das Schwanken der Regierung. Fast alle Tage erscheinen neue Dekrete, die zum großen Teil doch nicht erfüllt werden und werden können. Ein Reformedit drängt das andere. Dazu bringen auch im Volke immer mehr die Gerüchte durch, daß der Kaiser unheilbar krank ist, und noch ist kein Nachfolger bestimmt. Sollte es wahr werden, was man hier sich in die Ohren raunt, daß gewisse Mandarinen auf den Thron spekulieren oder sogar, daß man das große Reich in Stücke zerreißen will, dann wehe der Zukunft! Hier in Schantung hat in einigen Bezirken schon jetzt eine Art Rebellion eingesetzt. Räuber waren immer hier, aber so toll, wie sie es dieses Jahr treiben, haben sie es noch nie getrieben. Man behauptet, in Tsiantichow allein sollen 20.000 Räuber unter Waffen stehen. Die etwas begüterten Leute flüchten in Städte. Dörfer werden bei hellem Tage angegriffen und ausgeraubt. Die Soldaten sind gegen diese verwegenen Gefellen fast machtlos, und da ja die Soldaten auch nur Söldlinge sind, die für jeden Tag ihrer Dienstzeit einfach einen gewissen, gar nicht hohen Lohn erhalten, wagen es diese auch nicht, ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Hier und da hört man von Schlächten zwischen Soldaten und Räubern, aber meistens sind die letzteren die Sieger. Die Bauern können aus ständiger Furcht kaum ihre Äcker bestellen; manche, selbst arme Bauern werden auf dem Felde ergriffen und nur gegen Lösegeld wieder losgelassen. Auf die Dauer ist ein solcher Zustand unhaltbar. Hier braucht nur irgend ein Funke noch hinzuzufallen, und die offene Rebellion wäre da. Es bedarf einer starken Faust, die hier Ordnung schaffen soll. Die Missionäre sind einstweilen noch unbehelligt geblieben, aber ihr Stand ist natürlich äußerst schwer.“

Kuba. Wie aus Havanna berichtet wird, ist am 29. (16.) September die Einsetzung einer provisorischen Regierung von Seiten der

Vereinigten Staaten in Amerika erfolgt. Im Amtsblatt erläßt Kriegssekretär Taft eine Bekanntmachung, daß er einstweilen die Regierung übernommen habe, bis eine ständige Regierung eingesetzt worden ist.

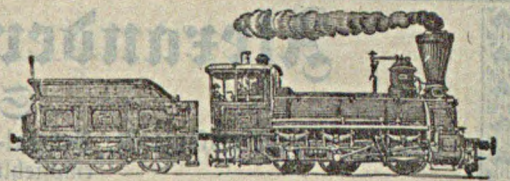
Die Proklamation hat einen ausgezeichneten Eindruck gemacht, besonders wegen ihrer gemäßigten Sprache. In derselben wird erklärt, daß die Einsetzung der provisorischen Regierung nur wegen des dringenden Erfordernisses der Lage und zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung sowie des öffentlichen Vertrauens erfolgt sei, bis eine ständige Regierung geschaffen sei. Alle Exekutiv-, Stadt- und Provinzialbehörden bleiben, wie die Proklamation befragt, bestehen. Die Gerichte sprechen Recht wie bisher, und alle Gesetze, soweit sie nicht ihrer Natur nach zurecht unanwendbar sind, bleiben in Kraft. Die geschäftlichen Kreise sind von dem Wechsel in der Regierung sehr befriedigt. — Das Vorgehen des Kriegssekretärs Taft ist die Folge des Mißlingens des Versuchs, den kubanischen Kongreß zummentreten und einen neuen Präsidenten für Palma wählen zu lassen, der mitamt seines Anhängers sich weigert, weiter im Amt zu bleiben. Zu der Zeit, zu der am 28. (15.) Sept. abends die Sitzung des Kongresses eröffnet werden sollte, waren nur vier Mitglieder anwesend, die sich schließlich entfernten, ohne daß eine Sitzung stattgefunden hatte.

Kriegssekretär Taft telegraphierte an den stellvertretenden Kriegssekretär Oliver, er solle gemäß dem aufgestellten Plane amerikanische Truppen nach Kuba schicken. In Erwartung der Ermächtigung von Seiten des Präsidenten Roosevelt, der sich zur Zeit in Varnstable aufhält, hat Oliver angeordnet, daß die erste Abteilung in Stärke von 5500 Mann bereitgehalten werden soll und sobald als möglich von Newport News abgefordert werden.

Wie noch aus Washington mitgeteilt wird, erhielt das Kriegsministerium am 29. (16.) in der Nacht den Befehl Roosevelts, unverzüglich eine Truppenabteilung von 6000 Mann nach Kuba zu entsenden.

Vermischtes.

Eine neue Übertragung der Hundswut. Die Hundswut mit all ihren Schrecken ist vorläufig auch der Wissenschaft zum großen Teil noch immer ein Buch mit sieben Siegeln. Obgleich Pasteur frühzeitig einen Triumph über diese schwere Gefahr für den Menschen davongetragen hat, ist bis auf den heutigen Tag der eigentliche Erreger dieser ansteckenden Hundekrankheit unbekannt geblieben. Von Zeit zu Zeit liest man freilich immer wieder eine Nachricht, daß diesem oder jenem Forscher die Entdeckung des fraglichen, mit heißem Bemühen gesuchten Kleinwesens gelungen sei, aber bisher hat sich die Kunde davon noch immer als eine Täuschung erwiesen. Die Bekämpfung der Hundswut hat jetzt weitere Fortschritte gemacht, so daß heute das Leben eines von einem tollwütigen Hunde gebissenen Menschen bei zeitigem Eintritt der Behandlung nicht immer als ernstlich bedroht zu gelten braucht. Dennoch wird es jeder vorziehen, überhaupt nicht in die Lage veretzt zu werden, in der er eine solche Behandlung in Anspruch nehmen muß, und es ist daher verdienstlich, daß Doktor Kemlinger, der Leiter des bakteriologischen Instituts in Konstantinopel, wo man besonders reichliche Erfahrungen über Hundswut sammeln kann, jetzt in einem Brief an die Pariser biologische Gesellschaft auf eine bisher unbeachtet gebliebene Gefahr der Ansteckung aufmerksam gemacht hat. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Hundswut nicht nur durch Biß oder durch das Lecken oberflächlicher Wunden durch Hunde auf den Menschen übertragen werden kann, sondern auch durch Kraken. Das läßt sich auch leicht begreifen, weil manche Tiere gewohnheitsmäßig ihre Pfoten lecken. Die Gefahr wird dadurch noch größer, daß der Speichel des Hundes schon einige Tage vor dem Eintritt der ersten Anzeichen von Wutkrankheit giftige Eigenschaften besitzt. Leute, die von irgendwie verdächtigten Hunden eine Kratzwunde erlitten haben, sollten sich also auch rechtzeitig zur Behandlung stellen.



Fahrplan der Asan-Aral-Bahn

(Nach bester Zeitrechnung.)

Ankunft der Züge aus Moskau:	No 8	um 7 Uhr 48 Min.	morg.
	No 12	" 12 "	" mitt.
	No 6	" 11 "	" abend.
Abfahrt der Züge nach Moskau:	No 5	" 8 "	" morg.
	No 11	" 5 "	" nachm.
	No 7	" 8 "	" abend.

Redakteur Konst. Resch.

